Biographie

des Herrn

Dr. Adolf Martin Pleischl,

k. k. Regierungsrathes, emer. Professors der Chemie.

Von

A. M. Wiskoczill.

Der reine Ertrag ist zur Hälfte der „Krombholz'schen Stiftung für arme kranke Mediziner in Prag," zur andern Hälfte „dem Vereine der Kandidaten der medizinisch-chirurgischen Studien an der Wiener Hochschule zur Unterstützung kranker und hilfsbedürftiger Kollegen" bestimmt.

Wien, 1854.

Gedruckt bei Karl Ueberreuter.

Gewidmet

allen Schülern und Verehrern

des

hochgeschätzten Lehrers

und

väterlichen Freundes.

Vorrede.

Wiewohl es ungerecht wäre, zur Ermittelung des Werthes einer Wissenschaft, unmittelbar den praktischen Maßstab an dieselbe anlegen zu wollen; da in der That jede echte Wissenschaft zuletzt auch auf das praktische Leben nur den wohlthätigsten Einfluß üben kann und muß: so kann hinwiederum der in die Augen springende Vortheil, den die Naturwissenschaften in dieser Beziehung gewähren, unmöglich geringe geachtet, oder gar außer Augen gelassen werden. So sehr sich die Naturwissenschaften schon von dieser Seite empfehlen, eben so sehr ist dieß auch andererseits der Fall, in wie fern sie sich nämlich als wesentliches Moment sowohl der Begründung als des Verständnisses jener Wissenschaft ergeben, in welcher die höheren Interessen der Menschheit ihre Erledigung finden sollen. Und schon in dieser bloß äußerlichen Reflexion erweisen sie sich für das Gesammtinteresse der Menschheit geradezu unentbehrlich.

Was von den Naturwissenschaften im Allgemeinen, gilt insbesondere auch von einem ihrer wichtigsten Zweige, der Chemie. Es kann keineswegs meine Absicht sein, hier den inneren Werth und großen Nutzen dieser Wissenschaft umständlich erörtern zu wollen, ein Blick auf alle Zweige der Industrie und menschlicher Thätigkeit, so wie auf die Erhaltung des menschlichen Lebens selbst, zeigt ihr unschätzbares Wirken einerseits als ökonomisch-technischer, andererseits als medizinischer Chemie.

Von wahrhaft durchgreifender Wirkung ist der Einfluß, den diese Wissenschaften auf die Bildung und Gesittung, wie auch auf den äußeren Wohlstand der Völker und Einzelnen nehmen. Jeder wichtige Fortschritt, jede neue Entdeckung in ihrem Gebiete ist, als mächtiger Hebel der Bildung und Aufklärung, zugleich ein Fortschritt der Menschheit selbst. Den thatsächlichen Beweis davon liefert die Geschichte, welche bis in die neuesten Zeiten hinauf zeigt, wie sehr jene Völker, welche die Naturwissenschaften zu kultiviren und zum Gemeingut zu machen verstanden, sowohl in ideeller als auch in politischer und industrieller Hinsicht es jenen zuvorgethan, bei welchen diese Wissenschaften brachgelegen. Dadurch belehrt, fing man denn auch in der neuesten Zeit allerwärts an, diese Wissenschaften mit dem allgemeinen Wohle selbst in unmittelbare Verbindung zu bringen, daher auch tiefer blickende Staatsmänner dieselben von diesem höheren Standpunkte aus würdigen und Alles aufbieten, dieselben in jeder Beziehung zu fördern. Daß auch Oesterreich in dieser Beziehung nicht zurückgeblieben, beweiset sowohl die Blüthe seiner Industrie und seines Fabrikwesens, als der hohe Standpunkt, den die wissenschaftliche Medizin in diesem Lande erstiegen. Mit dieser wahrhafteren Würdigung der Wissenschaft, steigert sich nothwendig auch die Achtung und dankbare Anerkennung gegen Jene, deren durchdringendem, durch jahrelanges, müh-

sames Forschen geübten Scharfblicke es gelang, der Wissenschaft immer wieder neue Geheimnisse zu entlocken, und dieselben zum allgemeinen Besten auszubeuten.

Diesen Tribut der dankbaren Anerkennung einem der um die Wissenschaft in Oesterreich verdientesten Männer zu zollen, ist der Zweck der vorliegenden Schrift.

So oft eine große und edle Seele unter den Menschen erscheint, so verdient es wohl, daß man das Auge der Menschen auf dieselbe zu lenken suche; und selbst eine kleine und geringfügige Hand, die es wagt, von einer solchen Seele gleichsam einen Abguß zu machen, kann dadurch ein verdienstliches Werk thun. Dieß bewog mich auch meinen innigsten Gefühlen der Achtung und Dankbarkeit gegen den verehrten Lehrer dadurch einen Ausdruck zu geben, daß ich versuchte, der Menschheit einen Einblick in den Verlauf eines Lebens zu gewähren, das vorzugsweise ihrem Wohle geweiht war. „Ein schönes Menschenleben beschreiben, heißt eine Lobschrift auf die Menschheit schreiben," sagt Jenisch im Beginne seiner Biographie Mendelsohn's und diese Worte erleiden ihre vollgiltigste Anwendung auf das Leben des k. k. Regierungsrathes und gewesenen Professors der Chemie an der k. k. Universität zu Wien, Dr. Pleischl, der schon, vom Beginne seiner geistigen Entwickelung an, mannigfach in Selbstbeherrschungen geübt, mit seltener Ausdauer und Erfolge den steilen Weg des Wissens erklommen und sich mit jener Aufopferung der Wissenschaft hingegeben, die es ihm möglich machte, den sich ihm darbietenden Stoff zu bewältigen. Daher sein Leben so reich an gemeinnützigen, wissenschaftlichen und praktischen Leistungen; daher seine Wirkungsweise als Professor so fruchtbar und nachhaltig in ihren Folgen, daher das so

zarte aber feste Band der dankbaren Achtung und Liebe, das alle seine gewesenen Schüler an ihn knüpft, und ihnen sein Andenken so theuer macht. Und Ihnen, meine verehrten Kollegen und Allen, welche als seine Schüler die Liebe des unvergeßlichen Lehrers getheilt, widme ich zunächst dieses Werkchen in der Hoffnung, der Zweck desselben — das Andenken unseres theuren Lehrers zu ehren, werde die Unvollkommenheit der Darstellung minder scharf beurtheilen lassen.

Mögen aber auch diese Zeilen im Herzen vieler Anderer ein ehrendes Andenken begründen gegen einen Mann, das er sich auch durch sein großherziges, stets auf das allgemeine Wohl gerichtetes Wirken verdiente.

Wien, im Juli 1854.

Der Verfasser.

Es leuchtet unmittelbar ein, wie nothwendig und innig die Entwickelung der Wissenschaft mit der des menschlichen Geistes, als ihres Trägers, zusammenhänge; woraus sich dann ebenso unmittelbar das Recht des Anspruches herleitet, den große Männer durch ihr mächtig förderndes Wirken im Gebiete der Wissenschaft auf unsere Achtung und Bewunderung haben. — Abgesehen also auch von dem an sich hohen Werthe und vielfachen Nutzen des biographischen Theiles der Wissenschaft, würde schon die solchen Männern schuldige Anerkennung verpflichten, ihnen eine ihren Verdiensten angemessene Stelle im dankbaren Andenken der Mit- und Nachwelt zu sichern. — Ganz besonders aber fühlt sich die Wahl des Biographen zur Schilderung solcher Persönlichkeiten hingezogen, deren segenvolles Wirken dahin ging, das edle Metall, das sie aus den Tiefen der Wissenschaft zu Tage gefördert, in allgemein gangbare Münze umzusetzen, und so das allgemeine Wohl, dem sie sich in edler Aufopferung hingaben, im möglichst größten Kreise ihrer Mitmenschen nach Kräften zu fördern und zu erhöhen.

Ein solches Bild erblicken wir in dem wissenschaftlichen Wirken des Drs. Adolf Martin Pleischl, k. k. n. ö. Regierungsrathes und emeritirten Professors der Chemie, dessen Leben nicht nur durch seltene wissenschaftliche Leistungen, sondern auch durch die allgemein nutzbringende Anwendung derselben einen der wichtigsten Bestandtheile der Geschichte berühmter und verdienstvoller Männer unseres Jahrhunderts bildet.

Die Chemie hat in den lezten Dezennien die alten Gränzmarken weit überschritten, und besonders in ihrem praktischen Theil eine Höhe erreicht, von der sie stolz auf die verflossenen Jahrhunderte herabblicken kann. Wenn sich Diejenigen, denen sie in dieser Hinsicht ihre Ausbildung verdankt, unsterblichen Ruhm erworben haben, so ist das Verdienst Derer nicht minder groß, welche die Chemie in unserem Vaterlande auf jene bedeutend höhere Stufe gestellt haben; und welch' großer Antheil an diesem Verdienste unserem unvergeßlichen Lehrer Dr. Pleischl gebühre, soll in Nachstehendem auf einfache Weise hervorgehoben und gewürdigt werden.

Adolf Martin Pleischl, k. k. Regierungsrath, emeritirter Professor der allgemeinen und pharmazeutischen Chemie an den k. k. Universitäten zu Prag und zu Wien, Doktor der Medizin, Magister der Geburtshilfe, Mitglied vieler in- und ausländischen Gelehrten-Gesellschaften und Vereine, ward am 10. Oktober 1787 im südlichen Böhmen, in dem zur fürstl. Schwarzenberg'schen Herrschaft Krumau gehörigen Dorfe Hossenreith (im Budweiser Kreise) geboren. — Damals war der Name Pleischl bloß auf Hossenreith beschränkt und breitete sich erst später weiter aus.

Der Großvater Matthäus ging früh mit Tod ab, und hinterließ sechs Kinder, fünf Söhne und eine Tochter. Die Großmutter Magdalena, geborne Schönauer aus Deutsch-Haidl, heirathete aus Liebe zu ihren Kindern nicht mehr, sondern betrieb die kleine Wirthschaft unter den ungünstigen Umständen einige Jahre fort, bis ihr Sohn Joseph — geboren am 22. Februar 1760 — 16 Jahre alt war;

dann übergab sie ihm das Häuschen in sehr schlechtem Zustande, in welchem es von jeher war. — Ein Sohn Thomas starb den Tod für's Vaterland im Türkenkriege.

Joseph verehelichte sich mit Ludmilla Ploner aus dem Dorfe Honetschlag. Aus dieser Ehe entsprossen fünf Kinder, drei Söhne: Matthäus, geboren am 15. September 1779; Eduard Johann, geboren am 27. Jänner 1785; Adolf Martin, geboren am 10. Oktober 1787, und zwei Töchter, welche alle unter der sorgsamsten elterlichen Pflege gesund heranwuchsen. — Der Vater, dem die Erziehung seiner Kinder sehr am Herzen lag, that, troz seiner drückenden Lage, die er übrigens durch, bei einem solchen Menschen — der nie aus seiner Gebirgsgegend herauskam — überraschende ökonomische Eigenschaften zu verbessern suchte, Alles, was er für sie zu thun vermochte; er schickte sie in die Pfarrschule nach Ober-Plan, wohin auch Adolf, damals sechs Jahre alt, mit seinen Schulbüchern und einem Stück Brot für den ganzen Tag im Tornister, täglich wandern mußte, und dieser lernte daselbst zur Noth lesen und schlecht schreiben.

Später besuchte er durch väterliche Fürsorge die unter Holzinger's Leitung stehende Dorfschule in Stuben. Wie wenig unterrichtet noch damals der kleine Adolf war, erhellt daraus, daß, als der Lehrer nach einigen Tagen seines Eintrittes daselbst zum Diktandoschreiben aufforderte, er nicht einmal wußte, was dieß zu bedeuten habe, und es sich erst durch seine Mitschüler zur Noth erklären ließ. Wie das erste Diktandoschreiben bei so bewandten Umständen ausfallen mußte, läßt sich leicht denken; doch der Lehrer verstand es, dem jungen Geiste eine gewisse Anregung zu geben, und mit Lust und Liebe wanderte nun der junge Pleischl täglich, im strengen Winter, wie zur heißen Sommerszeit, ganz allein in die gegen eine Stunde von Hossenreith entfernte Schule. Und siehe da! Innerhalb eines Jahres war der kleine Schüler der beste und schnellste Diktandoschreiber der ganzen Schule geworden.

Hier ist noch eines Mannes dankbar zu erwähnen, der auf das Schicksal der Familie Pleischl wesentlichen wohlthätigen Einfluß übte; es ist Karl Holzinger, damals Pfarrer, Dechant und bischöfl. Vikär in Ober-Plan. Da dieser bemerkte, daß der kleine Eduard, der Bruder Adolf's, Talent besitze, brachte er den Vater dahin, den Jungen weiter und namentlich in der Musik unterrichten zu lassen, indem er ihm zugleich den Schulmeister Johann Marandt in Friedberg zum Lehrer vorschlug. So schwer es auch dem Vater fiel, die hierzu erforderlichen Kosten zu bestreiten, so wurde doch beschlossen, das Opfer zu bringen, und Eduard, mit einem Empfehlungsschreiben des Vikärs versehen, in den drei Stunden weit entfernten Markt Friedberg gebracht und da in die Lehre aufgenommen. Der Erfolg entsprach den Erwartungen, und die Absicht war, ihn zum Schullehrergehilfen heranzubilden.

Da der erste Versuch so glücklich gelang, wurde drei Jahre später beschlossen, auch den jüngsten Sohn, den kleinen Adolf, nach Friedberg zu bringen. Der Vater hatte nun die Lasten für beide Söhne zu bestreiten, was ihm allerdings nicht geringe Sorge machte.

Während dieser Zeit kam Wenzel Riegger, ein edler und ökonomisch sehr gebildeter junger Mann, in die heimatliche Gegend zurück. Sein Vater war fürstl. Schwarzenberg'scher Revierjäger in Vorderstift, und dem Joseph Pleischl in Hossenreith wohl geneigt gewesen, der auch öfter Geschäfte halber das Jägerhaus besuchte, und daher auch schon den Jüngling Riegger kannte.

Riegger's Vater war indessen gestorben, und die Witwe lebte mit ihren übrigen Kindern in Ober-Plan, wohin ihr Sohn Wenzel sie zu besuchen kam. Bei

dieser Gelegenheit fanden sich die alten Bekannten wieder, und als die Rede auf Pleischl's Kinder kam, und auf den Plan, sie als Schulgehilfen zu verwenden, rieth Riegger davon ab und meinte, sie lieber studiren zu lassen. Da der Vater, Joseph Pleischl, diese Lasten zu bestreiten nicht im Stande war, so nahm Riegger gegen dem, daß Joseph Pleischl für Riegger's Mutter das Nöthige besorge, es auf sich, anfangs für den älteren Eduard zu sorgen, ließ ihn nach Prag kommen, und brachte ihn als Vokalisten bei St. Stephan unter.

Adolf blieb in Friedberg bei seinem Lehrer zurück. Hier erhielt er Unterricht im Gesange, besaß aber nur eine mittelmäßige Altstimme, und konnte nichts Besonderes leisten; ebenso sprach ihn die Violine weniger an, theils weil man ihm eine gute Geige vorenthielt und ihm eine ganz gewöhnliche gab, die er nicht mochte, theils weil ihm, seiner kurzen Finger wegen, das Richtiggreifen viele Mühe machte und oft mißlang.

Desto mehr zog ihn aber das Klavier und die Orgel an. Das Spielen des bezifferten Basses der Orgelstimme begriff er leicht, so daß er noch vor Ende des ersten Lehrjahres im Stande war, während einer musikalischen Hauptmesse die Orgelstimme zu spielen, obschon die kurzen Füße die Pedale noch nicht erreichten.

Oft wenn Marandt anderen Schülern etwas zeigte, oder aus dem Stegreif komponirend mit ihnen einübte, spielte der weit davon entfernte und zuhorchende Adolf es auf seinem Klavier viel besser, als der, dem es einige Mal gezeigt worden war. Er machte große Fortschritte im Orgelspiele, zu welchem er nicht selten in die Kirchen der Umgegend geschickt oder wohl auch an Kirchenfesten eingeladen wurde.

Sein Lehrer Marandt ward ihm deßhalb auch bald sehr gewogen, was er durch einige Begünstigungen bewies, die er dem kleinen Adolf angedeihen ließ. Die Zeit dieses Lehrers war wohl sehr in Anspruch genommen. Er hatte die zahlreich besuchte Pfarrschule allein zu versehen, und Vor- und Nachmittags die gewöhnlichen Gegenstände zu lehren; er hatte aber nebstbei noch eine besondere Musikschule bei sich im Hause, und in der Kost immer 6 bis 10 Knaben; überdieß aber noch 20 bis 30 Knaben aus Friedberg und der Umgebung, ohne einen Gehilfen, in der Musik zu unterrichten. Und doch wurden befriedigende Fortschritte gemacht; die weiter vorgerückten Musikschüler halfen den schwächeren und prüften sie; und so wurde hier die Lancaster'sche Unterrichtsmethode in ziemlicher Ausdehnung lange vor ihrer Bekanntmachung, und ohne von ihr die geringste Notiz zu haben, ausgeübt. — Hier ging es in der Regel bunt zu: Einige spielten Violine, doch Jeder für sich; Andere bliesen Flöte, Klarinette oder Horn; wieder Andere spielten Klavier, und noch Andere übten sich im Gesang. Da der unermüdet thätige Lehrer während des Tages keine Zeit für sich hatte, so setzte er sich größtentheils erst nach dem Abendessen zum Fortepiano.

Die übrigen Zöglinge begaben sich gewöhnlich zur Ruhe; der kleine Adolf jedoch blieb wach, stellte sich an seine Seite, blätterte ihm um, leuchtete — da nur Ein Licht angezündet wurde — bald rechts, bald links, jedes Winkes gegenwärtig; und da Meister Marandt bei schwierigen Stellen dem Leuchtenden die Eintheilung erklärte, den Fingersatz zeigte u. s. w., so gewann Pleischl, der kleine Zögling, unvermerkt sehr viel dabei. Marandt gewann ihn lieb, und erlaubte ihm sogar, ungehindert auf dem Piano zu spielen, das er sich zu dieser Zeit neu angeschafft hatte — eine Begünstigung, die von den anderen Zöglingen nicht getheilt wurde. Doch hütete sich Pleischl sorgfältig, diesen ihm eingeräumten Vorzug zu mißbrauchen, und schlich gewöhnlich früh Morgens, wenn die Uebrigen noch schliefen, zum Instrumente und spielte leise, um den im Nebenzimmer schlafenden Lehrer nicht zu wecken, der aber

gewöhnlich auch schon wach war, und die Fehler des Spielenden durch Rügen verbesserte.

So studierte Pleischl ein Sonate mit Begleitung einer Violine und eines Violoncellos von Joseph Haydn ein, und seine Mitschüler waren nicht wenig erstaunt, als er sie produzirte, und konnten nicht begreifen, wann er sie einstudirt hatte, da sie nichts davon wußten.

Kamen Fremde auf Besuch in die Schule, so mußte Pleischl sich gewöhnlich auf dem Fortepiano hören lassen, was seinen Eifer nicht wenig anspornte.

Als einst Maraudt bemerkte, er werde seine Schüler auch komponiren lehren, wunderte sich Pleischl und meinte, das Komponiren könne man eigentlich gar nicht lernen, das müsse von innen heraus kommen, indem man zuerst Gedanken haben müsse.

Einst diktirte Pleischl einem seiner Mitschüler einen Brief an dessen Vater bei Gelegenheit des Namensfestes dieses letzteren, dessen Ausdruck und Schreibweise Maraudt so überraschte, daß er gar nicht glauben wollte, Pleischl sei der Verfasser desselben.

Auch der Kaplan und Katechet zu Friedberg gewann ihn bald so lieb, daß, wenn er behufs der Katechese die Schule besuchte und Pleischl zufällig abwesend war, denselben eiligst herbeiholen ließ, ja er erbot sich sogar von selbst, die Vorbereitung des kleinen Pleischl zu den Studien zu übernehmen.

Allein der zu schönen Hoffnungen berechtigende Anfang der geistigen Entwickelung Pleischl's schien vergebens gewesen zu sein. Das väterliche Haus brannte in einer unglücklichen Nacht ab, und von der ganzen Habe konnte nur wenig gerettet werden. Die unmittelbare Folge dieses Unfalles war, daß Adolf nach Hause berufen wurde, da dessen älterer Bruder Eduard, der in Prag seine Studien bereits begonnen, aus seiner Laufbahn nicht herausgerissen werden durfte.

Adolf kehrte also nach Hossenreith zurück, wo er unter dem Drucke harter häuslicher Arbeiten lebte. Mit dicken Schwielen überzogen sich seine Hände, und der Finger Beweglichkeit, ihm ehedem im hohen Grade eigen, war dahin. Endlich nach drei langen mühselig durchlebten Jahren erschien der Tag der Erlösung, an welchem ihm der Vater gestattete, die Studien in Salnau bei dem dortigen Kaplane Pupeter (später Dechant und bischöfl. Vikar in Winterberg) privatim zu beginnen.

Wohl mag der Drang und die Sehnsucht nach Wissenschaft, durch manche seltene und merkwürdige Naturerscheinung, die er dort zu beobachten Gelegenheit hatte, in seiner Seele erwacht und sein weit strebender Geist da mächtig angeregt worden sein; denn zum schönen Ufer der heimischen Moldau und dieser an Naturschätzen reichen Gebirgsgegend, gesellte sich die Liebe seines würdigen Lehrers, der ihn damals schon, als steten Begleiter, bei seinen wissenschaftlichen Exkursionen, für das Studium der Medizin zu gewinnen suchte und ihm das weite Reich der Natur erschloß. — Der Mutter höchster Wunsch, ihren geliebten Sohn als Priester am Altare des Herrn zu sehen, sollte also nicht in Erfüllung gehen, so schwer es auch Adolf ward, dieser frommen Sehnsucht nicht gewähren zu können; denn er glaubte, ohne vollen Beruf den geistlichen Stand nicht wählen zu dürfen — eine Idee, in der er vom Vater kräftig unterstützt wurde, dessen schöner Wunsch war, in seinem Sohne einen braven und nützlichen Staatsbürger, welch' Standes immer, zu erblicken.

Nach der mit gutem Erfolge in Pisek über die erste lateinische Schule abgelegten Prüfung, kam er im Jahre 1803 an das akademische Gymnasium nach Prag, wo ihn sein älterer Bruder Eduard, der den philosophischen Studien daselbst ob-

lag, nach Kräften unterstützte, ihm sogar Gelegenheit zum Unterrichtgeben verschaffte, und sein treuer Führer ward. Obgleich ihn nun in Prag kein goldenes Los erwartete, und seine mißlichen Umstände, durch die schon im zweiten Jahre seines Aufenthaltes daselbst herrschende Theurung sich noch mißlicher gestalteten, so wich doch sein in der Wissenschaft bereits erstarkender Geist nicht eine Handbreit von der ihm vorgezeichneten Bahn ab, auf der er vielmehr mit festem Willen einem schöneren und ruhmvolleren Ziele zustrebte.

Am Ende des Jahres lieferte er eine Rede in lateinischer Sprache, die einen tiefen Eindruck auf seinen Lehrer Petritsch machte, der auch durch mehrere nachher auf einander folgende Jahre seinen Schülern Pleischl als Muster aufzustellen nicht unterließ.

Im Jahre 1806 begann er zu Prag die philosophischen Studie:, die er 1809 beendigte, worauf er sich im folgenden Jahre dem medizinisch-chirurgischen Studium widmete.

Am 12. Mai 1812 unterzog er sich der strengen Prüfung aus der Geburtshilfe, wobei er das Diplom eines Magisters derselben erhielt; darnach vollendete er im Jahre 1814 die medizinischen Studien mit Auszeichnung.

Nachdem er am 24. Dezember 1814 das erste medizinische Rigorosum bestanden, und darauf, im Beginne des folgenden Jahres, die Stelle eines Assistenten bei der Lehrkanzel der Chemie in Prag erhielt, unterzog er sich im März desselben Jahres der zweiten strengen Prüfung mit vorzüglichem Erfolge, schrieb seine Inaugural-Dissertation: „De splenitide,“ disputirte am 22. Juli im großen Karolinsaale mit allgemeinem Beifall, und wurde drei Tage darauf vom k. k. Rathe und Professor der höheren Anatomie und Physiologie, Joseph Rottenberger, im kleinen Universitätssaale zum Doktor der Medizin feierlich promovirt.

Die gymnasial, philosophischen und medizinischen Studien absolvirte er mit Auszeichnung; und im letzteren erwarb er sich durch Fleiß und sittliches Betragen die Zuneigung und Liebe seiner Professoren, unter denen Professor Fritz ihm ganz besonders zugethan war, so zwar, daß er bei wichtigen Operationen, selbst zur Nachtzeit, Pleischl und zwei seiner Mitschüler holen ließ, um ihnen wo möglich jede Gelegenheit zu ihrer Ausbildung zuzumitteln.

Von diesen seinen chirurgischen Kentnissen und Geschicklichkeiten hilfreiche Anwendung zu machen, fand Pleischl, und zwar noch als Kandidat der Medizin, bald und vielfältige Gelegenheit.

Das verhängnißvolle Jahr 1813 wandelte ganz Prag in ein Lazareth um, und Pleischl that an seiner Stelle das Möglichste, was er nur immer thun konnte, um im allgemeinen Jammer und Drange der Umstände Trost und Hilfe zu bringen. Er bot nicht nur in mehreren Civil-Hospitälern freiwillig, unentgeltlich und andauernd seine ärztlichen Kenntnisse und Dienste an, sondern behandelte auch in den Häusern Nr. 181, 191 und 231 der Neustadt zu Prag mehr als 150 Mann der verbündeten Truppen: Oesterreicher, Preußen und Russen — zum Protokollführen war keine Zeit, es mußte gehandelt werden — mit großer Sorgfalt, ungemeiner Humanität, Geschicklichkeit und unermüdetem Fleiße an schweren Verwundungen ärztlich, verpflegte sie mit allem Nöthigen und stellte sie glücklich wieder diensttauglich her.

Seine Disputation am 22. Juli 1815, bei welcher die Professoren: Fritz, Wawruch, Bischof und Nadherny opponirten, erwarb ihm ungetheilten Beifall; und allgemein hieß es: „So müsse man disputiren.“

Mit gleichem Beifalle wurde seine Dissertation: „De splenitide“ aufgenommen, und wieder hieß es: „So sollten Dissertationen geschrieben werden.“

Als Pleischl später als Professor und Promotor fungirte, hieß es neuerdings: „So solle man promoviren.“

Er war der Erste, der ohne Haarbeutel und ungepudert zu disputiren wagte, er erhielt jedoch deßwegen einen Verweis; indessen der Haarbeutel und die Puderquasten kamen nicht mehr in Anwendung.

Pleischl hatte sich bereits eine ausgebreitete medizinische Praxis erworben, der er jedoch gänzlich entsagte, um seine ganze Zeit ungetheilt dem Studium der Chemie widmen zu können.

Gleich im Jahre 1815, dem ersten Jahre seiner Anstellung, mußte er durch längere Zeit das Lehramt der Chemie suppliren; dasselbe that er während der Krankheit des Professors Joseph von Freyßmuth, durch das ganze Wintersemester 1818, was laut ämtlichen Zeugnissen „mit Nutzen und gutem Fortgange der Schüler geschah.“

Als seine vier Dienstjahre vorüber waren, konnte er sich nicht dazu entschließen, sein liebes Studium der Chemie wieder verlassen zu sollen, deßhalb bat er bei der hohen Landesstelle in Prag um Anstellung als unentgeltlicher Adjunkt bei der Lehrkanzel der Chemie, welche Bitte ihm jedoch nicht gewährt wurde. Nichts desto weniger setzte Pleischl seine chemischen Arbeiten im Laboratorium fort.

Der Erfolg lohnte seine Ausdauer. Schon während der letzten Krankheit, und nach dem am 9. Mai 1819 erfolgten Tode des Professors Joseph von Freyßmuth, wurde die Supplirung der Lehrkanzel der Chemie Pleischl anvertraut.

Wie er diesem ihm geschenkten Vertrauen entsprach, mögen ämtliche Dokumente beweisen. Ein Dekanats-Zeugniß vom 25. September 1819 enthält wörtlich: „Mit welchem Erfolge Er die Pflichten dieses Amtes (der Supplirung) erfüllte, glaubt der Gefertigte (Med. Dr. Held, Decan) nur das Fakultäts-Protokoll anführen zu dürfen, dem gemäß von neun im laufenden Jahre pro magisterio strenge geprüften Pharmaceuten, Schüler des Herrn Suppleuten, alle ihre Prüfungen zur größten und vollkommensten Zufriedenheit der Examinatoren mit glänzendem Erfolge leisteten.“

Ebenso wird gerühmt, daß Pleischl mehrere schwierige Vergiftungs- und andere medizinisch-gerichtliche Untersuchungen mit rastlosem Eifer und erschöpfender Pünktlichkeit durchgeführt habe.

Ein Zeugniß vom medizinisch-chirurgischen Studien-Direktorate in Prag, vom 13. April 1820, lautet:

„Das endesgefertigte Studien-Direktorat bezeuget hiermit, daß der Herr Me„dizinä Dr. Adolf Martin Pleischl, vormals Assistent bei der Lehrkanzel der allge„meinen und pharmaceutischen Chemie, diese Lehrkanzel seit dem April 1819 zur voll„kommenen Zufriedenheit und mit einem so ausgezeichneten Erfolge einstweilig ver„waltet habe, daß die Mehrzahl der im Sommerkurse des verflossenen Schuljahres „von ihm gebildeten Pharmaceuten zum sprechendsten Beweise seiner eifrigen Ver„wendung und seines ausgezeichneten Lehrertalentes mit dem besten Calcul bei der „strengen Prüfung approbirt wurden; und Mediziner sowohl, als Pharmaceuten, bei „der am Schluße des Winterkurses im laufenden Jahre vorgenommenen Prüfung „glänzende Beweise eines allen Forderungen und Wünschen entsprechenden Fortgan„ges ablegten.“

Am 13. November 1819 unterzog er sich der damals gewöhnlichen Konkursprüfung für die erledigte Lehrkanzel der Chemie.

Wie Pleischl's bisherige Verdienste auch höheren Ortes gebührende Würdigung fanden, beweist die huldreiche Gewogenheit, deren er sich von Seite Sr. Majestät des Kaisers Franz zu erfreuen hatte, der während dieser Zeit Prag mit seinem Besuche beglückte. Auf Pleischl's Bitte nämlich, das chemische Laboratorium zu besuchen, erhielt er vom Kaiser die überraschende Antwort: „Vielleicht werden Sie Professor; werde kommen, weiß schon, daß Alles im guten Stande ist." Der Kaiser kam wirklich, und blieb 1½ Stunden, während dem Pleischl experimentirte. Beim Abschiede richtete der Kaiser noch folgende Worte an ihn: „Wegen der Professur kann ich Ihnen noch nichts versprechen, weil ich nicht weiß, wer darum mitkompetirt hat." Kaum aber aus der Thüre des Laboratoriums herausgetreten, wandten sich Se. Majestät an den Direktor mit der Frage: „Wird Pleischl Professor?" Auf die Antwort: das hänge von der Huld und Gnade der Majestät ab, erwiederten Dieselbe: „Ja, das weiß ich wohl, aber ich meine, ob er dazu tüchtig sei?" — Pleischl wurde Professor. Bei Gelegenheit der feierlichen Eröffnung seiner Vorlesungen als Professor, sprach er vor einer sehr zahlreichen und ansehnlichen Versammlung: „Ueber den Nutzen der Chemie in Hinsicht auf die unentbehrlichsten Bedürfnisse des Menschen;" welche Rede mit allgemeinem Beifall aufgenommen wurde, und später im Auszuge in den neuen Schriften der patr. ökonom. Gesellschaft im Königreiche Böhmen erschien. Auch als Professor hatte Pleischl bald neuerdings Gelegenheit, sich Verdienste zu sammeln. Als nämlich im Jahre 1821 in ganz Deutschland die allgemeine Klage erscholl, daß aus dem Mehle des, in diesem Jahre in großer Menge ausgewachsenen Getreides, kein genießbares Brot erhalten werden könne, und da alle, zur Verbesserung desselben bisher vorgeschlagenen Mittel erfolglos blieben, forderte das k. k. böhm. Landesgubernium von der medizinischen Fakultät in Prag ein motivirtes Gutachten hierüber ab. Pleischl ward beauftragt, dasselbe zu liefern. Was er in dieser Beziehung dachte, versuchte, prüfte und fand, hat er in einer Abhandlung zusammengestellt, welche in den neuen Schriften der k. k. patr.-ökonom. Gesellschaft im Drucke erschien, unter dem Titel: „Ueber die verschiedenen Verfahrungsarten, aus Mehl von ausgewachsenem Getreide, ein der menschl. Gesundheit zuträgliches und gedeihliches Brot zu bereiten."

Dieses Verfahren, welches dem so dringend gefühlten Bedürfnisse auf das vollkommenste entsprach, wurde auf Anordnung der hohen Landesstelle durch den Druck veröffentlicht und allgemein bekannt gemacht; von Pleischl selbst wurde es in sehr populärer und Jedermann zugänglicher Darstellung für den kleinen Wirthschaftskalender 1823 bearbeitet.

Eine bessere, zweckmäßigere Verfahrungsweise, gutes Brot zu bereiten, und zwar in jeder Hütte ausführbar, ist bis jetzt noch nicht bekannt geworden; leider aber scheint sie wieder vergessen worden zu sein.

Auf gleiche Weise machte Pleischl bei dem im Jahre 1842 herrschenden Futtermangel in der „Wiener Zeitung," auf einige dießfällige Mittel aufmerksam, worunter die chemische Analyse des, von Ritter von Jacthenstein als Fütterungsmittel vorgeschlagenen Birkenholzmehles, das Pleischl hinsichtlich seiner nährenden Bestandtheile dem Weizenstroh nahe fand, und die sogenannte „Räucherung auf nassem Wege," nach Sanson's Methode, hervorzuheben sind.

Ebenso beweist sein Aufsatz in der Wiener Zeitung 1846 (Nr. 288), bei der

zu jenem Jahre zum ersten Male in furchterregender Weise um sich greifenden Kartoffelfäulniß, wie sehr bemüht er war, dieses wichtige Nahrungsmittel für die Menschheit zu retten.

Nicht minder thätig bewies sich Pleischl in seiner eigentlichen Sphäre, — auf der Lehrkanzel. Sein Einfluß daselbst war auch in der That ein tiefer und ausgebreiteter. Seine Vorlesungen wurden von zahlreichen, den verschiedensten Erdtheilen angehörigen Studirenden besucht, und nicht allein Mediziner und Apotheker, sondern auch Juristen, Techniker, Oekonomen und Offiziere zeigten den größten Eifer, unter seiner Leitung der Naturgesetze Spur zu verfolgen. Seine gründliche wissenschaftliche Theorie suchte er auf die zweckmäßigste Weise durch praktische Anwendung, in unmittelbare Anschauung umzuwandeln; überhaupt aber ging sein Bestreben wesentlich dahin, den Geist seiner Schüler derart zu bilden, daß er mit regem Sinne für das Höhere sich unabhängig und selbstständig in der Wissenschaft bewegen lerne, was ihm auch so gut gelang, daß die meisten seiner Schüler bei ihrem Examen die schwierigsten Probleme mit wissenschaftlicher Sicherheit und nicht selten überraschendem Scharfsinne zu lösen wußten.

Wenn ihm zuweilen, mitunter selbst von seinen Vorgesetzten, halb scherzweise, halb im Ernste der Vorwurf gemacht wurde, daß er zu strenge sei, zu viel fordere, und lauter exakte Chemiker bilden wolle, u. dgl., so antwortete er gewöhnlich, daß er sich einen derartigen Vorwurf gern gefallen lasse, ein gegentheiliger aber ihn schmerzen würde.

Es wurde ihm aber auch die Freude zu Theil, daß sein Bestreben Anerkennung fand.

Das k. k. mediz.-chirurg. Studiendirektorat in Prag sagt am **26.** April **1838** bei seiner Uebersetzung nach Wien, „wie dasselbe sein Bedauern nicht unterdrücken könne, daß durch diese Uebersetzung die vaterländische Lehranstalt eines ihrer verdienstvollsten Professoren verlustigt werde."

Durch das k. k. med.-chirurg. Studiendirektorat in Wien wurde Pleischl verständigt: „Seine Majestät haben mit Allerhöchster Entschließung vom **13.** Februar **1849** zu befehlen geruht, daß ihm die allerhöchste Zufriedenheit mit seiner vieljährigen treuen Dienstleistung zu erkennen gegeben werde."

Eben so haben Se. Majestät mit Allerhöchster Entschließung vom **1.** Oktober **1849** Pleischl den Titel eines k. k. Regierungsrathes mit Nachsicht der Taxen allergnädigst zu verleihen geruht.

Auch als Schriftsteller bemühte sich Pleischl zu nützen, wie seine zahlreichen wissenschaftlichen Abhandlungen in so vielen in- und ausländischen Zeitschriften beweisen, von denen nur den Titel herzusetzen, schon ein bedeutender Raum erfordert würde; doch kann nicht unerwähnt bleiben, daß er ein fleißiger Mitarbeiter an Andreas Baumgartner's — jetzigen geheimen Rathes und Ministers des Handels- und der Finanzen — berühmter Zeitschrift war, und aus Bescheidenheit es ablehnte, als Mitherausgeber auf dem Titel zu erscheinen.

Eben so fleißig betheiligte sich Pleischl an den medizin. Jahrbüchern des k. k. österreichischen Staates und der „Zeitschrift der k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien," wie die zahlreichen, von ihm verfaßten Abhandlungen in diesen genannten Zeitschriften zeigen.

Die Herausgeber der vorzüglichsten wissenschaftlichen Zeitschriften Deutschlands bewarben sich angelegentlichst, ihn zum Mitarbeiter zu gewinnen; z. B. „Schweigger's Journal für Chemie und Physik," „Gilbert's Annalen der Physik" u. s. w.

In dem klassischen Werke: „Handbuch der Chemie" von Leopold Gmelin, wird Pleischl häufig als Autorität angeführt.

Auch andere deutsche, französische und englische Zeitschriften nahmen obige Abhandlungen auf, und theilten sie ihren Lesern mit. Auch in slavische Sprachen, ebenso ins Schwedische wurden einige übersetzt.

Selbst in Amerika ist Pleischl's Name ehrenvoll bekannt geworden; sein Buch: „Das chem. Laboratorium" u. s. w. wurde im Buchhandel von Amerika aus verlangt.

Diese Abhandlungen sind Originalarbeiten, keine Kompilationen, und dürften, gesammelt, wohl manchen Band füllen. Sie blieben auch nicht unbeachtet. Zwei und zwanzig gelehrte Vereine, Akademien der Wissenschaften und gelehrte Gesellschaften des In- und Auslandes beehrten ihn mit der Zusendung ihrer Diplome. Bei der k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien ist er seit ihrer Gründung alljährlich zum Präses der pharmakologischen Sektion einstimmig gewählt worden.

Auch bei der k. k. patriot. ökonom. Gesellschaft im Königreiche Böhmen war er, während seiner Amtsthätigkeit in Prag, ununterbrochen wiedergewähltes Komité-Mitglied derselben.

Schon im Jahre 1826 wurde ihm mittelst Gubernial-Erledigung „das Wohlgefallen der hohen Landesstelle zu erkennen gegeben, daß er durch seine, im Drucke erschienenen Arbeiten das Gebiet der Arzneikunde einerseits erweitert, andererseits das Studium derselben erleichtert habe." — Aber nicht zufrieden, diesen Schatz geistiger Fülle und wissenschaftlicher Erkenntniß bloß in seinen Werken niedergelegt zu haben, war Pleischl vielmehr darauf bedacht, ihn durch konkrete Gestaltung dem allgemeinen Wohle unmittelbar zuzuwenden. — Er war der Erste, der den Gedanken faßte, eine sichere Grundlage zu einer medizinischen Topographie Prag's zu schaffen. Zu diesem Behufe unterzog er das Grundgestein von Prag, den Uebergangsthonschiefer, einer chem. Analyse, gleichwie er auch, der Erste, das Wasser der Moldau, der Wasserleitungen, der vorzüglichsten und am häufigsten in Anwendung gezogenen öffentlichen Brunnen, der Krankenhäuser, Erziehungshäuser u. s. w., in Prag chemisch-physikalisch untersuchte. (Abhandlungen der königl. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften.)

Seine chemischen Untersuchungen erstreckten sich überdieß auf mehrere Mineralquellen in der Nähe von Prag. Z. B. die Quelle im Pštroßischen Garten vor dem Roßthore; jene in Bubentsch, in Kuchel u. a. Auch von Prag entfernte Quellen hat er analysirt, z. B. auf der Herrschaft Brandeis, Radnitz, Smečna u. s. w.

Im Auftrage der Behörden hat er untersucht:

a) Das Glaubersalzwasser in Püllna;
b) das Wasser in der Houška bei Brandeis;
c) das Lochotiner Wasser bei Pilsen;
d) die Elisabethquelle bei Heřmanměstec;
e) die St. Wenzelquelle bei Tschachwitz;
f) die Mineralquelle nächst Mariaschein bei Teplitz, genannt der Freßbrunnen;
g) die Moorerde bei Karlsbad, wo er zugleich eine Anleitung beifügte, diese gewöhnliche Moorerde der Dorotheenau mit den Bestandtheilen des Karlsbader Wassers zu schwängern und dadurch in einen Mineralmoor zu verwandeln, der auch mit dem besten Erfolge zu Moorbädern u. s. w. angewendet wird;
h) die Wiesenquelle in Franzensbad, deren Analyse Professor Dr. Gustav Wolf zu Ende führte.

Die ihm 1838 ebenfalls zugedachte chem. Untersuchung der Marktquelle in Karls-

bad konnte er damals nicht vollenden, indem er dem an ihn ergangenen ehrenvollen Rufe Sr. Majestät an die k. k. Wiener Universität Folge leistete; gerade in einem Zeitpunkte, wo ihm Prag außer seinen anderweitigen vielfachen Verdiensten, auch noch den schon lange als Bedürfniß gefühlten Besitz eines neuen, in allen seinen Theilen seiner Bestimmung vollkommen entsprechenden chemischen Laboratoriums zu verdanken hatte, um dessen Errichtung Pleischl, bei Gelegenheit eines zweiten Besuches Sr. Majestät Kaisers Franz I., in Prag, 1833, allerhöchst Denselben persönlich angegangen hatte, und dessen Bau er, nach huldvollster Gewährung seiner Bitte, hernach auf das eifrigste betrieb.

Nicht weniger als Prag, ist ihm ganz Böhmen verpflichtet. Die böhmischen Bäder sind als wahre Goldquellen zu betrachten, aus denen die edlen Metalle flüssig, als Mineralwasser nämlich, an's Tageslicht treten. Pleischl hat für alle gewirkt: für Franzensbad, Marienbad, Teplitz und Karlsbad, und kann sich mit dem Gedanken schmeicheln, zu ihrem Gedeihen wesentlich beigetragen zu haben.

Die allgemein als sehr zweckmäßig befundene Einrichtung der Stadtbäder in Teplitz ist großentheils sein Werk, indem die von ihm vorgeschlagenen Abänderungen in dem, der med. Fakultät in Prag zur Prüfung vorgelegten Bauplane gutgeheißen, und zur Ausführung gebracht wurden.

Ganz derselbe Fall trat wieder ein bei dem Baue und der Einrichtung der Moorbäder in Teplitz, bei welcher Gelegenheit er auch eine Belehrung entwarf, den dortigen Moor in Teplitzer Mineralmoor zu verwandeln.

Pleischl vertheidigte auch die Marienbader Heilquellen, namentlich den Ferdinandsbrunnen gegen den, diesem gemachten Vorwurf der Unbeständigkeit, mit dem besten Erfolge.

Mehr noch, als für alle anderen, wirkte Pleischl für Karlsbad. Seine Untersuchung des Karlsbader Thermalwassers förderte — obschon es Berzelius, der große Meister in der chem. Analyse, einige Jahre früher untersucht hatte — noch drei, bis dahin unentdeckte, sehr wirksame Bestandtheile desselben, nämlich: Kali, Jod und Brom zu Tage. Die Gegenwart des Jod im Karlsbaderwasser wurde zwar schon vom Apotheker Nentwich beobachtet, von Pleischl aber zur wissenschaftlichen Evidenz erhoben, und in natura daraus dargestellt.

Schon als Kandidat der Medizin hatte er gefragt, warum nicht auch das Karlsbader Wasser versendet werde, und später als Professor ging er öfters seinen Kollegen, den berühmten Professor v. Krombholz an, daß Versuche mit versendetem Karlsbader Wasser im allgemeinen Krankenhause angestellt würden, konnte aber nicht durchbringen.

Nichtsbestoweniger hielt Pleischl, selbst noch nach seiner Berufung nach Wien, diesen Gedanken fest, an dessen Ausführung er die wichtigsten Folgen und Vortheile geknüpft sah. Als er im Jahre 1842 den damaligen Bürgermeister von Karlsbad in Wien traf, hatte er nichts Angelegentlicheres zu thun, als die Versendung des Thermalwassers zur Sprache zu bringen. Als er hierauf zur Antwort erhielt, das dürfe er, der Bürgermeister, nicht wagen, den Karlsbadern vorzuschlagen: ohne sich der Gefahr der Steinigung auszusetzen; blieb Pleischl nichts Anderes mehr übrig, als zur Feder zu greifen, und diesen Gegenstand öffentlich zu besprechen, was er auch, und zwar noch in demselben Jahre that. („Medizinische Wochenschrift," Nr. 36. 1842.)

Als Pleischl darauf im Jahre 1844 als Kurgast in Karlsbad erschien, begegneten ihm nicht besonders freundliche Gesichter, weil man befürchtete, daß durch die Versendung des Thermalwassers die Badefrequenz einen bedeutenden Abbruch erleiden

würde. Pleischl benützte diese Gelegenheit, einen bis dahin noch immer streitigen Punkt: das Abkühlen des Thermalwassers im Vergleiche mit anderem heißen Wasser in's Reine zu bringen; indem man behauptete, daß ersteres viel langsamer abkühle, die Wärme viel inniger und fester an sich gebunden halte, als anderes gewöhnliches Wasser; die Thermalwärme also eine von der gewöhnlichen Feuerwärme wesentlich verschiedene sei.

Das Zusammenbringen hierzu geeigneter Thermometer machte einige Schwierigkeiten, welche indeß durch vergleichende Versuche behoben wurden.

Das Resultat dieser Versuche, welche öffentlich angestellt wurden und einige Tage in Anspruch nahmen, war, daß das Abkühlen des Thermalwassers nicht wesentlich verschieden sei von dem Abkühlen des destillirten und des gewöhnlichen Brunnenwassers: daß sonach von einer spezifisch verschiedenen Thermalwärme und einem festeren Gebundensein derselben an das Thermalwasser fernerhin keine Rede mehr sein könne.

Pleischl nahm, nach Hecht's Methode, in Krüge gefülltes Thermalwasser mit nach Wien, bewahrte es bloß vor dem Froste geschützt auf, untersuchte von Zeit zu Zeit einen Krug öffentlich in den Plenarversammlungen der k. k. Gesellschaft der Aerzte, während der Jahre 1844 und 1845, und stets erwies sich dasselbe vollkommen tadellos, besaß alle seine charakteristischen Eigenschaften, und nirgends war an den ausgeleerten und nachher zerschlagenen Krügen die geringste Spur einer chemischen Veränderung bemerkbar.

Es ist gewiß von großer Wichtigkeit, nicht allein für Karlsbad, als vielmehr für die leidende Menschheit, daß es Pleischl gelungen ist, die Versendbarkeit des Karlsbader Thermalwassers, mit Beibehaltung seiner Heilkräfte, was vorher für unmöglich gehalten wurde, in Evidenz zu setzen. (Med. Jahrbüch., 1844, 1845. „Ztschrft. der k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien," 1844 und 1845.)

Und in der That erhielt die Behauptung Pleischl's, daß sich das Karlsbader Thermalwasser nach allen Weltgegenden, bis an den Ganges hin, gut versenden lasse, ihren vollgiltigen Beweis durch die Thatsache, daß Dr. Robert Wight, Mitglied des Medizinal-Departements zu Bombay in Ostindien, in einem Schreiben vom 14. Jänner 1848 meldet, daß das Karlsbader Wasser in einem bewunderungswürdigen Zustande in Bombay angekommen sei und dort seine wohlthätigen Heilwirkungen, wie an der Quelle, bewährt hatte. („Almanach de Carlsbad," 1849, pag. 56.)

Nach Nr. 9 der „Wiener Zeitung" vom Jahre 1851, wurden 2000 Krüge Karlsbader Wasser in Karlsbad nach Calcutta bestellt.

Die Folge von allen diesen Bemühungen Pleischl's war, daß die Stadt Karlsbad — ohne daß die Frequenz der Badegäste, wie man befürchtete, im Geringsten abnahm, die sich im Gegentheile, wie Pleischl es vorausgesagt hatte, vermehrte — für die Versendung ihres Thermalwassers, seit dem Jahre 1846, einen jährlichen Pachtzins von 6773 fl. bezieht („Almanach de Carlsbad," 1847, pag. 24); ein Reinertrag, größtentheils vom Auslande für Wasser bezogen, das vorbem ganz nutzlos in der Tepel dahin rann.

Betrachtet man diesen Betrag als 5% Interessen, so entspricht das einem Kapital von 135.460 fl. Ein wichtiger Zweig eines wahren Aktivhandels, von Pleischl ganz neu geschaffen.

Hierzu kommt noch, daß durch die Anfertigung der nöthigen Krüge u. s. w. eine Menge Menschen Beschäftigung und Mittel zu ihrem Lebensunterhalte findet.

Ferner ist diese Wasserversendung im Zunehmen begriffen, und verspricht somit

auch dem Staate einen baaren, steigenden Gewinn. Erst im Sommer 1852 ist auf Pleischl's Aufforderung und Anleitung im Karlsbader Mineralwasser nach Borsäure gesucht, und als neuer Bestandtheil darin vom Hrn. Apotheker Göttl aufgefunden worden.

Gleichen Scharfsinn entwickelte Pleischl bei anderweitigen chem. Untersuchungen. Er war der Erste, der durch Versuche darthat, daß das Gasteiner Heilwasser — von dem berühmte Naturforscher behaupteten, daß es aus drei Raumtheilen Wasserstoffgas und 1 Raumtheil Sauerstoffgas bestehe — wie alles übrige Wasser aus 2 Volumen Hydrogen und 1 Volum Oxygen chemisch zusammengesetzt sei. (Med. Jahrbüch., 1847. März S. 258.) Noch verdient in dieser Hinsicht seine chemische Analyse des auf der Herrschaft Holitsch in Ungarn, auf einer Haide bei Cojatin, vorkommenden Wassers hervorgehoben zu werden. Er erklärte dasselbe für eine chemische Seltenheit, und dasselbe würde (Hydrothion, Kohlensäure, Bergöhl (Naphta), Chlor, Jod, Brom, Kali, Natron, Kalk, Magnesia, Eisenoxydul und Kieselerde enthaltend), ausgezeichnet wohlthätig wirken, wenn die Quelle leider nicht so wasserarm wäre. Eine auffallende Erscheinung bietet die große Menge entweichender brennbarer Luft — Kohlenwasserstoffgas — dar, welche das Wasser in ununterbrochene Bewegung versetzt, so daß es heftig zu kochen scheint, durch einen nahe gebrachten brennenden Körper sich entzündet, und in helle Flammen auflodert. Aus den Ergebnissen dieser Untersuchung folgerte Pleischl und sprach es auch ämtlich aus, daß Steinkohlenlager in nicht zu großer Entfernung sich befinden müßten, welche später auch wirklich als Braunkohle, bei Göding, aufgefunden wurden.

Auch in Wien faßte Pleischl den großartigen Plan, die Grundlage zu einer medizinischen Topographie dieser Stadt zu schaffen, und mit der Untersuchung des Wassers des artesischen Brunnens auf dem Getreidemarkte, welches ihm eigens von Sr. Majestät, dem Kaiser Ferdinand I., überschickt worden war, begann er die Ausführung desselben. (Med. Jahrbuch 1843, 8. pag. 23, 31 u. s. w.) Hierauf folgte die chemische Analyse einer Quelle im Prater.

Die chemische Untersuchung des Wassers der Kaiser-Ferdinands-Wasserleitung hat Pleischl mehrere Male begonnen, mußte sie aber jedesmal wegen anderen dringenden ämtlichen Arbeiten wieder unterbrechen, bis ihm endlich die Oktoberstürme 1848 die Hilfsmittel zur Fortsetzung dieser Arbeit gänzlich entzogen.

Doch ist diese Idee, eine medizinische Topographie von Wien zu bearbeiten, keineswegs aufgegeben; das Doktoren-Kollegium der medizinischen Fakultät hat sie im Gegentheile neuerdings ergriffen und zur Realisirung derselben sich entschlossen. Pleischl wurde in das hierzu berufene Komité gewählt, und übernahm den Artikel „Wasser" zur Bearbeitung. Auf ein ausgezeichnetes Resultat als Lösung dieser seiner Aufgabe zu hoffen, berechtigen nicht nur Pleischl's eigene, tiefe wissenschaftliche Kenntnisse und seine bisherigen ungewöhnlichen Leistungen, sondern außerdem auch der Umstand, daß ihm die ausgezeichnetsten Chemiker von Wien ihre Unterstützung bereitwilligst zugesagt haben. Er selbst hat seit dem Jahre 1852 begonnen, die Temperatur des Brunnenwassers zu bestimmen, und wird nächstens die Ergebnisse seiner Untersuchung öffentlich mittheilen.

Welcher Achtung sich Pleischl auch von Seite des Doktoren-Kollegiums erfreut, beweist der Umstand, daß er bei vielen Gelegenheiten zum Komité-Mitglied, und vom Komité selbst wieder mittelst Wahl zum Obmann ernannt wurde; z. B. im Komité zur Prüfung des Dr. Schneider'schen Verfahrens zur Ausmittlung des

Arseniks, zur Ermittlung und Vermeidung der Schädlichkeiten bei der Fabrikation der Zündhölzchen u. s. w.

Doch nicht allein verdiente Anerkennung, sondern auch tiefe Kränkung sollte dieser Mann erfahren; und seine Verdienste selbst waren es theilweise, die ihm diesen bitteren Lohn einbrachten.

Pleischl war von jeher dem Allerhöchsten Kaiserhause ergeben, und hing stets mit treuester Liebe und Hingebung an demselben; am deutlichsten aber bethätigte er den Ausdruck dieser seiner innersten Gefühle in jener sturmbewegten Zeit. Aber eben dieser innigsten Anhänglichkeit an seinen Herrscher wegen, mußte er als Opfer der Oktoberpartei fallen; er wurde am 3. Oktober 1848 seines Lehramtes enthoben.

So wenig zu erwarten stand, ein Mann von so hohem Selbstgefühle, könnte eine derartige Demüthigung gleichgiltig hinnehmen, um so achtungsvoller erscheint die würdevolle Resignation, mit der er dieselbe ertrug. Diese Erhabenheit der Gesinnung erhielt ihren glänzendsten und ungeheuchelten Ausdruck in seinem geistigen Ergusse: „Nachruf an meine Schüler" vom Jahre 1849, in welchem die Größe des Verlustes erst recht sichtlich wird, welchen die hiesige Hochschule durch Pleischl's Abdankung erlitten. Der Inhalt jener Abschiedsworte trägt durchgehends das Gepräge eines Geistes, der in streng-wissenschaftlichem Gange jenen Standpunkt höheren Selbstbewußtseins erreicht hat, der das Wesen und Ziel alles Wissens in sich schließt, und in welchem erst, als in ihrer innersten Wahrheit, alle und jede Erkenntniß jene Deutung und Erledigung findet, die ihr den eigenthümlichen Charakter der Wissenschaftlichkeit verleihen. Und wie des Verstandes, so eröffnete sich in jenen Worten eine nicht geringere Fülle seines Herzens. Es ist die Sprache der uneigennützigsten Liebe und des reinsten Wohlwollens, das aber, je weniger es geneigt ist, sich bei jeder Gelegenheit pomphaft anzukündigen, um so mehr der Gefahr ausgesezt ist, verkannt und mit Undank vergolten zu werden. Und in dieser Sprache der Liebe zieht er seine Schüler unvermerkt auf jenen höheren geistigen Standpunkt mit sich hinauf, der allein geeignet ist, wie die Würde des ärztlichen Berufes, so auch die Größe des von ihm geforderten Opfers, in seiner Wahrheit zu zeigen; der aber auch zugleich die einzige, jedoch reichliche Entschädigung in Aussicht stellt, die sich dem edlen Opferwilligen im eigenen erhabenen Bewußtsein: sich mit Selbstentäußerung dem allgemeinen Wohle hingegeben zu haben, darbietet. Endlich zeigt er diesen Standpunkt durch die Wissenschaft als gerechtfertigt, indem er auf die scharfsinnigste Weise darthut, wie die Wissenschaft selbst zu ihm emporhebt, und schließt mit einem segnenden Worte die Rede, die als lezter Nachhall seiner Liebe die Ohren seiner in allen Gegenden zerstreuten Schüler treffen sollte.

Indessen sezte Pleischl's Enthebung vom Lehramte seinem bisherigen Wirken um das allgemeine Wohl keineswegs das Ziel. — Noch während seiner Amtsthätigkeit in Prag und Wien, hatte er vielfache Gelegenheit sich von den schädlichen Einwirkungen der gewöhnlich irdenen Kochgeschirre auf die menschliche Gesundheit zu überzeugen, indem der Bleigehalt ihrer Glasur so wenig gebunden ist, daß er sich in den bei Speisen vorkommenden vegetabilischen Säuren leicht auflöst, und somit den Speisen und Getränken mittheilt. Es war bisher nicht möglich sinnliche Merkmale aufzufinden, um schlechte Bleiglasur von guter zu unterscheiden; ja es kamen Fälle vor, wo glasirte Geschirre, selbst von Töpfermeistern für gut und tadellos erklärt, bei der chemischen Untersuchung als schlecht befunden und verworfen werden mußten. Ein schlimmer Umstand war es überdieß, daß nur Sachverständige: Dokto-

ren, Apotheker und Chemiker im Stande waren, die schlechte Beschaffenheit glasirter Geschirre nachzuweisen, wobei das Verfahren überdieß etwas umständlich und langwierig war.

Pleischl hat endlich („Oesterr. med. Wochenschrift" Nr. 35, 1848), ein einfaches Verfahren angegeben, wodurch jeder etwas unterrichtete Marktaufseher im Stande ist, gut glasirtes Geschirr vom schlechten mit Bestimmtheit zu unterscheiden.

(N. B. Die Belehrung: „Ueber die Schädlichkeit der bleihaltigen Glasur" in der „Prager Zeitung" Nr. 234 und 235, im Oktober 1851, ist von Pleischl verfaßt auf Ansuchen des Doktoren-Kollegiums für höhere Stellen.)

Nicht minder gefährlich, als die schlecht glasirten irdenen, sind die kupfernen Kochgeschirre aller Art. Auch auf diese Gefahr hat Pleischl wiederholt aufmerksam gemacht und in der „Oest. med. Wochenschr ft" Nr. 26, 1845 eine Warnung vor kupfernen Gefäßen mit dem Motto: „Mors est in olla" bekannt gemacht, die ihrer Wichtigkeit wegen auch in die „Wiener Zeitung" aufgenommen wurde.

Er bewies ferner durch direkte Versuche, daß unverzinnte kupferne Kochgeschirre, auch wenn sie sehr rein gehalten und mit größter Vorsicht behandelt werden, für die Gesundheit nachtheilig sind, und lieferte somit der dießfälligen Gesetzgebung, für welche diese Versuche bestimmt waren, eine feste und solide Basis. („Zeitschrift der k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien," April 1853, S. 319 u. f. w.)

Daß die Verzinnung leicht schadhaft werde, und durch derartig schlecht verzinnte Geschirre sehr oft die gefährlichsten, schnell verlaufenden Kupfervergiftungen veranlaßt werden, ist hinlänglich bekannt, und durch traurige Erfahrungen leider nur zu oft bestätiget worden. Aber auch schleichende Kupfervergiftungen, die nur langsam tödten, selten erkannt, und noch seltener bekannt werden, finden gar oft Statt im Gefolge von Hypochondrie, Schlaflosigkeit, Schwindel, kriebelndem Gefühl am Scheitel, Herzklopfen, schmerzhaftem Zusammenschnüren der Brust, Husten, Blutspeien, Zuckungen und Lähmungen, zu deren Bekämpfung ärztliche Hilfe gesucht wird, und selten ist der Arzt im Stande, die eigentliche Ursache des Uebels zu erkennen.

Auch das gewöhnliche, stark mit Kupfer legirte Silber kann die Quelle einer Kupfervergiftung sein, indem saure und ammoniakalische Flüssigkeiten leicht Kupfer daraus auflösen. Aber auch die Verzinnung an und für sich ist für die Gesundheit nicht gleichgiltig, wenn nicht das reinste Zinn hierzu angewendet wird; denn es ist klar, daß, wenn das Zinn bleihaltig ist, die Gefahr für die Gesundheit, zum mindesten eben so groß wird, wie bei der schlechten Bleiglasur.

Pleischl begnügte sich aber nicht damit, die durch den Gebrauch schlechter Küchengeräthschaften der menschlichen Gesundheit drohenden Gefahren bloß zu zeigen, er war vielmehr bemüht, dieselben nach Kräften zu beseitigen, und so die menschliche Gesellschaft vor der Möglichkeit einer Blei- oder Kupfervergiftung gänzlich sicherzustellen.

Es gelang seiner unausgesetzten, mit vielen und großen Opfern aller Art verbundenen Bemühungen, ein der menschlichen Gesundheit vollkommen unschädliches metallfreies Email zu erfinden, damit Geschirre aller Art aus Eisenblech inwendig zu überziehen, dauerhaft darauf einzubrennen, und somit einen neuen Fabrikszweig zu begründen.

Diese Geschirre haben sich bereits einen sehr guten Ruf erworben, sowohl durch ihre Dauerhaftigkeit und Leichtigkeit in der Handhabung, als auch durch leichtes und schnelles Kochen und dadurch herbeigeführte bedeutende Holzersparniß; sie gewähren allen Humanitäts- und öffentlichen Anstalten nicht nur in Sanitäts-Rücksichten, sondern auch in pekuniärer Beziehung bedeutende Vortheile und Ersparnisse.

Doch lassen wir hierüber ein ämtliches Dokument, ein Zeugniß von der Direktion des k. k. allgemeinen Krankenhauses in Wien vom 4. Juli 1851 sprechen; darin heißt es unter Anderem wörtlich:

„Die seit mehr als 6 Monaten in der hiesigen Regieküche im beständigen Gebrauche befindlichen, durch mehr als die halbe Tageszeit unter sie gebrachter Feuerung ausgesetzten großen 4—5 eimerigen Kochkessel aus dem Pleischl'schen emaillirten Bleche, haben sich vollkommen bewährt, worüber von Seite der Direktion schon viele anerkennende Berichte an die hohe Stelle abgegeben wurden. Sie ersparen nicht bloß Holz und Arbeit, sondern zahlen sich nach einer bestimmten Anzahl von Monaten (hier nach 6) schon durch die Verzinnung aus, die bei ähnlich großen Kupferkesseln während dieser Zeit hätte vorgenommen werden müssen."

„Von nicht genug anzurühmenden Vortheilen für Humanitätsanstalten jeder Art ist die Eigenschaft jener Kessel, daß keine Vergiftung durch sie entstehen kann; ja vielmehr die Speisen, in diesen Kesseln bereitet, in ihrer wahren Beschaffenheit und Geschmacke keinerlei Veränderung erleiden."

„Nachdem einerseits endlich die Direktion im hohen Ministerialauftrage den Versuch mit diesen Kochkesseln anstellte, andererseits von verschiedenen Seiten auf etwaige Nachtheile oder Nichtentsprechen aufmerksam gemacht wurde, so ließ sie sich es um so mehr angelegen sein, die Wahrheit hierin zu erkennen; und beinahe zweijährige Versuche über die Qualität dieser Geschirre überhaupt, sowie die mehr als 6 monatliche Erfahrung über die großen Kochkessel, haben nur die glänzendsten und befriedigendsten Resultate in jeder Hinsicht geliefert."

„Die Anwendung der Pleischl'schen Kochgeschirre größerer und größter Gattung dürfte, bei ihrer Zweckmäßigkeit, bald allgemeinen Eingang finden, und die kunstreiche Methode des Herrn k. k. Regierungsrathes und Professors Dr. Pleischl, durch die gänzliche Verdrängung der kostspieligen und Gesundheit gefährdenden Kupferkochkessel, und Ersetzung derselben durch gesundheitsunschädliche, Zeit, Mühe und Geld ersparende Geschirre, ihren schönsten Triumph feiern."

„Da diese Geschirre," so heißt es in einem ämtlichen Erlasse vom 16. August 1851, Zahl 24617, „sie mögen nach größeren oder kleineren Dimensionen angefertigt werden, sowohl in Bezug auf Dauerhaftigkeit, Anwendbarkeit, Holzverbrauch und Gesundheitsunschädlichkeit, sowie bezüglich des Kostenpunktes den gehegten Erwartungen vollkommen entsprochen haben, so wurde laut hohen Ministerial-Erlasses vom 17. Juli 1851, Zahl 9573, verordnet, in allen Humanitäts- und Strafanstalten, statt der verzinnten Kupfergeschirre die Pleischl'schen Geschirre anzuschaffen."

Bei der Londoner Weltindustrie-Ausstellung wurden diese Geschirre mit ehrenvoller Erwähnung, und bei der New-Yorker mit der silbernen Preis-Medaille ausgezeichnet.

Das bisher Gesagte und ämtlich Erwiesene über diese Geschirre reicht hin, den wichtigen Dienst zu würdigen, den Pleischl durch diese seine Erfindung der Menschheit erwiesen, um so mehr, da ihm diese Erfindung bisher noch keinen materiellen Vortheil bringt, im Gegentheile noch immer pekuniäre Opfer fordert; er aber nichts desto weniger, der guten Sache wegen, mit seinem Sohne unermüdet vorwärts strebt, und bereits dahin gekommen ist, Geschirre jeder verlangten Größe, selbst Braupfannen, liefern zu können.

Obwohl Pleischl auf diese Art bei seinem segensreichen Wirken das Wohl der Menschheit im Allgemeinen vor Augen hatte, so hing er mit ganz besonderer

Liebe an seinem Vaterlande und mit vollkommener Hingebung und Treue am Allerhöchsten Herrscherhause. In dieser Rücksicht verdient erwähnt zu werden, daß er noch als Assistent an der Lehrkanzel der Chemie in Prag im Jahre 1817 freiwillig 200 fl. auf den Altar des Vaterlandes legte, mit der Absicht, daß davon zehn der verdientesten Invaliden am Namensfeste Sr. Majestät des Kaisers, und am Jahrestage der Schlacht bei Leipzig wieder zehn derselben betheilt werden möchten, worüber ihm auch das Allerhöchste Wohlgefallen zu erkennen gegeben wurde.

Daß ferner diese echt loyalen Gesinnungen Pleischl's nebst seinen anderweitigen Verdiensten von den Gliedern des Allerhöchsten Kaiserhauses gewürdiget wurden, beweisen außer den Ausdrücken der Allerhöchsten Huld, deren sich Pleischl, wie bereits erwähnt, bei Gelegenheit des zweimaligen Besuches Sr. Majestät Kaisers Franz I. in Prag erfreute, überdieß noch seine ehrenvolle Berufung nach Wien, die Verleihung des Titels eines k. k. Regierungsrathes, und die Gewogenheit Ihrer kais. Hoheiten der Erzherzoge Franz Karl, Johann und Ludwig, die er sich noch als Professor in Prag, im Jahre 1836, bei Gelegenheit Allerhöchst Ihres Besuches im Carolin, zu erringen so glücklich war, indem ihm zuvor das hohe Glück zu Theil wurde, die Aufmerksamkeit der Allerhöchsten und hohen Personen durch einen wissenschaftlichen Vortrag, sammt Versuchen und Demonstrationen volle zwei Stunden hindurch gefesselt zu haben.

Als die Vorstände der k. k. Gesellschaft der Aerzte, darunter auch Pleischl, die ehrfurchtvollste Adresse dieser Gesellschaft für die glückliche Errettung Sr. Majestät des Kaisers aus Mörderhand Sr. k. Hoheit dem Herrn Erzherzoge Franz Carl überreichten, geruhten Se. k. Hoheit längere Zeit hindurch huldvollste Worte an Pleischl zu richten und hinzuzufügen, daß Hochselbe sich noch immer mit Vergnügen an jene Versuche und Demonstrationen in Prag (1836) erinnere.

In dankbarer Freude über die glückliche Rettung Sr. Majestät des Kaisers hat Pleischl zum Baue der Votivkirche nicht nur aus Eigenem nach Kräften beigetragen, sondern auch durch eifriges Sammeln ein so beträchtliches Resultat erzielt, daß ihm dafür der Dank des Doktoren-Kollegiums der medizinischen Fakultät und des venerab. Universitäts-Konsistoriums schriftlich zu erkennen gegeben wurde, (1. Mai 1853, Z. 425), worin es wörtlich heißt, „daß Pleischl einen solchen Eifer an den Tag gelegt habe, daß das so namhafte und erfreuliche Ergebniß seiner rastlosen Bemühung mit zu verdanken ist."

Auch in der wissenschaftlichen Welt hat Pleischl's Wirken noch keineswegs ein Ende. Nach seiner Abdankung vom Lehramte fuhr er fort, beim Doktoren-Kollegium der medizinischen Fakultät, bei der k. k. Gesellschaft der Aerzte, der k. k. Landwirthschaftsgesellschaft und dem Gewerbevereine in Wien, durch Wort, Schrift und gedruckte Abhandlungen zu belehren, so viel er konnte, wie die „Wiener Zeitung" oft berichtet, und die Zeitschrift der k. k. Gesellschaft der Ärzte hinlänglich beweiset. Gegenwärtig arbeitet er, wie bereits erwähnt, im Vereine eines Kollegiums von Gelehrten an der Aufführung der Grundlage einer medizinischen Topographie von Wien.

Es gibt gewiß Wenige, deren Leben so reich an Verdiensten um die Menschheit, um die Wissenschaft, um den Staat, sich erweiset, wie solches bei Dr. Pleischl der Fall. Und wir können nur mit dem aufrichtigen Wunsche schließen: der Rest seines dem allgemeinen Wohle geweihten Lebens möge durch die dankbare Anerkennung Aller, die seine Verdienste kennen, verschönert werden.

Nachruf an meine Schüler (1849).

Das Loos ist geworfen, die Würfel sind gefallen, sie lauten auf Trennung. Persönlich konnte ich damals und kann ich jetzt nicht mehr zu Ihnen sprechen; ich wähle daher das Mittel der Schrift, um Ihnen allen, die Sie meinem Herzen theuer waren, sind und bleiben, ein Zeichen des Andenkens, eine Erinnerung der Liebe zu hinterlassen, welches auch dann noch Zeugniß ablegen mag, wenn meine irdische Hülle längst der Grabeshügel deckt. — An Sie alle wende ich mich, die ich einst mit Freude und Stolz meine Schüler, jetzt meine Freunde nenne; an Sie alle, die Sie gegenwärtig in allen Ländern des österreichischen Kaiserstaates, ja über seine Gränzen hinaus, vertheilt leben und wohlthätig wirken.

Ich war so glücklich, mir Ihre Liebe zu erwerben, und hoch vor Freude schlägt mein Herz bei dem Gedanken, daß Sie mir den ehrenvollsten Namen gaben, indem Sie mich „Vater" nannten. Ja, väterlich schlug mein Herz für jeden von Ihnen, und wenn mein Handeln zuweilen auch streng erschien, so war doch nur Liebe der Beweggrund desselben, um anzuspornen zum Vorwärtsschreiten in der Ausbildung, um besser und vollkommener zu werden. Sie verkannten diese Absicht auch nicht, und so Mancher von Ihnen dankte mir später dafür mit Thränen der Freude über sich selbst, über seine erfolgte Besserung.

Die vielen Beweise Ihrer Liebe bewahre ich als Heiligthümer auf.

Möchten doch diese meine Worte, durch Guttenberg's Erfindung wahrhaft beflügelt, zu den Tausenden, zu Ihnen allen gelangen, die im Verlaufe von 33 Jahren meine Vorlesungen besuchten; an Sie alle sind sie wenigstens gerichtet. Als Unbekannte kamen Sie zu mir, ich nahm sie auf als solche, welche die Vorsehung an mich gewiesen, deren Bildung sie für einige Zeit meinen Händen anvertraute, und wofür ich einstens werde Rechenschaft legen müssen. — Als Freunde schieden wir.

Das Band, das Liebe um die Herzen schlingt, ist ein festes Band, die Zeitlichkeit vermag es nicht es zu zerreißen, auch der Tod vermag es nicht, es ist geschlungen für die Ewigkeit.

Sie haben meine Stimme, wenn ich mich bei schicklicher Gelegenheit an Ihr Herz wandte, gerne gehört, wenn ich Sie auf strenge Plichterfüllung, auf Menschenwürde, Menschenhoheit, auf Selbstbeherrschung, freiwillige Unterwerfung unter das Gesetz, auf Tugend, Sittlichkeit hinwies, und haben meinen Worten Beifall zugejubelt; Sie werden ihnen sicher, auch dieses Mal, vielleicht den letzten, die Sie von mir vernehmen, ein williges Gehör schenken, und sie im Herzen aufbewahren. Viele von Ihnen erreichen diese Blätter nicht mehr. Nun diese werden, so schmeichle ich mir wenigstens, mein Andenken aus der Zeit persönlichen Anschauens und mündlichen Verkehres bewahren, und meiner Lehren sich erinnern.

Der größte Theil von Ihnen ist bereits in allen Ländern der österr. Monarchie verbreitet, von dem Lande der Hesperidenhaine mit den goldenen Aepfeln hin bis zu den heerdenreichen Triften Galiziens; von den Riesenbergen, aus deren Schooß die Elbe stürzt, bis dahin, wo an dem Iser- und Savestrande der Halbmond herrscht. — Ein Theil von Ihnen kam auch von außen, von weitem her, aus Deutschland's Gauen, aus den Gebirgen der Schweiz, aus Frankreich's Fluren, aus Hella's Gefilden, aus Konstantinopel's Mauern, aus Odessa, Jassy, Bukarest und aus Petersburg am Newastrande, und ging auch dahin wieder zurück.

Sie Alle, die einst meiner Lehre horchten, sehe ich im Geiste vor mir versammelt, sehe eine große, große Anzahl mir wohl bekannter Gesichtszüge, und drücke Sie Alle an mein Herz. Zu den schönsten Stunden meines Lebens zähle ich aber Diejenigen, welche ich lehrend in Ihrer Mitte, in der Mitte meiner Schüler zubrachte. Während dieser Stunden waren alle Sorgen, alle Mühen, aller Kummer des Lebens in Lethe's Fluthen versenkt, der Geist schwelgte in den Geheimnissen der Natur und ihrer Enthüllung durch die Wissenschaft. Mir war die Bestimmung des Lehrers eine beneidenswerthe, und das Alte: Dii oderunt, quem Paedagogum fecerunt, (den haßten die Götter, den sie zum Lehrer bestimmten), lernte ich aus eigener Erfahrung nicht kennen. Mein Lehramt war mir niemals eine Last, war mir Lust und lauter Segen. Und kam zuweilen auch eine dunkle, schwarze Wolke, wie es im Menschenleben unvermeidlich ist, so ging sie auch bald vorüber. Unbemerkt beschlich das Greisenalter mich. Stets von Jugend und ihrer Kraft umgeben, die einen Theil wiederstrahlt, glaubt man sich selber noch immer jung, und unbemerkt ergraut des Hauptes Locke, mindert sich der Augen Gluth und Schärfe und das Gehör wird träger. — Dreimal glücklich, wenn nicht auch zugleich des Geistes Kraft erlahmt! Wenn er rüstig bleibt, voran zu gehen auf dem Pfade der Wissenschaften, die Hindernisse wegzuräumen, die sich entgegen thürmen, Schaaren wißbegieriger Jünglinge einzuführen in das Heiligthum der Natur. Ein schönes, ein beneidenswerthes Loos! Gibt es wohl ein schöneres? Es war mein Loos, es ist das Loos Mehrerer von Ihnen, die als wahre Zierden Ihre Lehrstühle einnehmen. Ich bemühte mich, alljährlich aus dem Neuesten in der Wissenschaft Dasjenige auszuwählen und vorzutragen, was ich für die Zwecke meiner Zuhörer Brauchbares vorfand. Und in dieser Auswahl glaubte ich eine Hauptaufgabe des öffentlichen Lehrers sehen zu müssen.

Nun, ich beuge mich dem Geschicke, ich steige herab von der ehrenden Höhe, ich steige herab von dem Sitze des Lehrers. Es ist besser, ich allein bleibe zurück, und sehe Ihnen nach, thränenden Blickes, doch segnend, wie sie im weiteren Laufe Ihre Bahn zum Ziele verfolgen. Ich allein. Allein? Körperlich wohl, aber im Geiste bin ich stets mitten unter Ihnen, und werde es bleiben, so lange meine Erinnerung reicht. Stets wies ich Sie, meine Freunde, auf die Natur hin, als die sichtbare Offenbarung des unsichtbaren Gottes, und zeigte Ihnen in der Wirklichkeit und wissenschaftlich, daß Er Alles nach Maß, Zahl und Gewicht geordnet, wie es im Buche der Weisheit der Seher geahnet.

Im wiederkehrenden Lenze entfaltet der Blüthenbaum seine unnachahmliche Pracht, im heißen Sommer reift er die tausendfältige Frucht, im Herbste beugt er, reich beladen, seine Aeste herab, bietet Andern sie zum Genuße dar, dann bereitet er sich zur Ruhe im Winter. Dasselbe lehrt uns das ährensprossende Saatfeld der Ceres, dasselbe der traubenbehangene Weinberg. So auch der edlere Mensch. — Ich sah seiner Zeit ehrwürdige Greise, sonst sehr verdienstvolle Männer, aber vom Alter niedergebeugt, noch täglich den Lehrstuhl besteigen. Der Wille war gut, doch die Kraft des Geistes gebrochen. Nützen konnten sie nicht mehr, zum Vorwärtsziehen fehlte die Kraft. Da gelobte ich im Stillen mir selbst — möchten Sie, meine Freunde, die Sie bereits Professoren sind oder in der Folge es werden, was ich jetzt sage, wohl beherzigen — da gelobte ich mir selbst gleich beim Antritt meines Lehramtes: es einst niederzulegen, sobald ich fühlen würde, nicht mehr im Stande zu sein, auf der Höhe der Wissenschaft vorwärts zu gehen, und meine Schüler mir nachzuziehen, wohl wissend: Stillstand sei Rückgang.

Ob bei mir dieser Zustand bereits eingetreten, weiß nur Er allein, der das Wollen und die Kraft zum Vollbringen verleiht. Ob im September und Oktober 1848 in Wien der rechte Zeitpunkt war, hierüber zu entscheiden? Ob die Männer, die damals das Ruder führten, hierzu auch befähigt waren? — Die Geschichte wird sie richten, oder hat vielmehr sie schon gerichtet.

Doch lassen wir, theuere Freunde und Kollegen, lassen wir hierüber einen Schleier fallen! — Trösten wir uns mit dem Bewußtsein, daß Er, der die Sonnen der Milchstraße in's Dasein rief, ihnen ihre Bahnen vorgezeichnet und sie darauf erhält; daß Er, der die Haare unseres Hauptes gezählt, und ohne dessen Willen keines derselben herab fällt, Alles zu unserem Besten lenket; daß Er selbst aus der Saat des Bösen Gutes emporkeimen läßt. Gibt uns endlich die Stimme des innern Richters in eigener Brust, ohne Selbsttäuschung, das Zeugniß redlicher und treuer Pflichterfüllung, das Zeugniß, dem hohen und erhabenen Berufe die ganze Zeit und alle Kräfte gewidmet zu haben — dann, meine Freunde, können wir ruhig sein, und alle Stürme der Welt mit ihrem Brausen, Toben und Wüthen sind nicht im Stande, den innern Frieden unserer Seele zu stören.

An die Früchte unserer gemeinschaftlichen Arbeiten, an die zahlreichen, mitunter ausgezeichnet schönen chemischen Präparate aller Art, unorganischen und organischen Ursprungs, die theils vor Ihren Augen entstanden, theils Ihnen zur Anschauung gebracht wurden, erinnert sich wohl Jeder von Ihnen noch mit Vergnügen. Sie geben Zeugniß, wie wir unsere Zeit angewandt! — was wir geschaffen, trotz der sehr beschränkten Mittel, für deren zweckmäßige Erweiterungen ich leider immer vergeblich kämpfte.

Darum wollen wir fortfahren zu wirken, so viel wir nur können, zum Besten unserer Mitmenschen, unserer Brüder, jeder auf der Stelle, die ihm die Vorsehung angewiesen. Und wahrlich, nicht klein ist das Gebiet, über welches Sie bereits Ihre Thätigkeit ausgebreitet. Mehrere von Ihnen wirken wohlthätig auf der Lehrkanzel, Andere als Kreis-, Bezirks, Stadt- und Badeärzte, in Krankenhäusern und Spitälern, beim Zivil und Militär, und mehrere sind bereits als Opfer treuer Pflichterfüllung eines schönen Todes gestorben!

Wieder Andere wirken segenreich als Apotheker, Fabrikanten aller Art, Geschäftsmänner, Landwirthe, Schriftsteller u. s. w.

Sie endlich, meine jungen Freunde, die Sie noch in Ihrer Ausbildung begriffen sind und nach einer ehrenvollen Stellung in der Gesellschaft ringen, werden Sie nicht muthlos in dem schweren Kampfe, blicken Sie vielmehr auf Ihre Vorgänger hin, die in gleicher Lage, wie Sie, waren, die mit gleichem Mißgeschicke rangen, und endlich den Sieg erkämpften. Werden Sie nicht muthlos, auch Ihrer harret am Ziele der Preis des Siegers.

Streben Sie unermüdet vorwärts in Ihrer Ausbildung, Sie arbeiten nicht vergebens, Sie arbeiten für sich. Tibi aras, tibi occas, tibi seris, tibi eidem et metis (dein ist die Arbeit des Pflügens, des Eggens, der Saat; aber auch dein ist die Ernte) ruft uns Allen der alte Römer zu.

Halten Sie sich fern von der Frivolität unserer Zeit, die nur nach dem Neuen hascht und das Alte verwirft, weil es alt ist. Nicht alles Neue ist gut, nicht alles Alte ist schlecht. Das Neue muß sich erst durch die Prüfung bewähren, das gute Alte hat die Probe bereits durch Jahrhunderte hindurch rühmlich bestanden. Ohne das Alte hätte auch das gute Neue nicht entstehen können. Die Vergangenheit war die Mutter

der Gegenwart, und die Gegenwart ist die Mutter der Zukunft. Mit der Verachtung des Alten verbindet man leider auch die Mißachtung der Alten!!

Lassen Sie sich, meine Freunde, zu ähnlichen Schritten nicht verleiten, bewahren Sie — ich beschwöre Sie darum bei Ihrem eigenen Glücke — Ihre bisherige Bescheidenheit und die dem Alter bewiesene Achtung, die Sie so schön kleidete.

Möge Ihnen das Betragen der spartanischen Jünglinge gegen Greise stets als Muster vorschweben! Doch Sie werden, meine Freunde, ich hoffe es zuversichtlich, dem Alter die ihm gebührende Achtung nie versagen. Ihr Herz ist gut, und Sie wünschen ja endlich auch einmal alt zu werden. Bescheidenheit ist eine wahre Zierde der Jugend, und mit Recht nennt sie der Dichter das Blümchen „Wunderhold", ist aber leider in unseren Tagen beinahe gänzlich abhanden gekommen. In Ihrem Betragen wird man sie, ich glaube es fest, niemals vermissen. — Verlernen Sie nie die schöne Pflicht der Dankbarkeit gegen Ihre Wohlthäter, zu denen vorzüglich Ihre Lehrer gehören. Der mazedonische Königssohn möge Ihnen stets vor Augen schweben, der die wahren Worte sprach, „daß wir den Aeltern zwar das Leben, den Lehrern aber die Kunst, es weise zu benüzen, verdanken."

Ja, meine Freunde, Sie sind berufen, Ihrer Umgebung als Muster und Beispiel guter Sitten zu dienen; ja, Sie sind dazu verpflichtet, indem der Staat so kostspielige Anstalten zu Ihrer Ausbildung unterhält und sie Ihnen seit dem Beginne Ihrer Studien zur Benützung darbietet. Sie haben hierdurch Gelegenheit gehabt, Geist und Herz nach den edelsten Richtungen hin auszubilden, und sollen nun in Ausübung jeder menschlichen Tugend Ihren Mitmenschen, die solcher Ausbildung nicht theilhaftig werden konnten, als Vorbild voranleuchten.

Das sei viel gefordert, werden Sie sagen. Allerdings ist es viel gefordert, aber ich muß noch mehr fordern. — Sie haben sich dem ärztlichen Stande gewidmet, und sind dadurch die Diener Aller geworden.

Der Fürst und der Bettler, der Reiche, so wie der Arme, der Hohe und der Niedere, der Junge und Alte, der Christ, so wie der Muselmann und Heide, hat als Kranker gleiche Ansprüche auf ihre ärztliche Hilfe. Der Arzt muß auf alle Bequemlichkeiten des Lebens so gut als gänzlich verzichten; zu jeder Stunde, nicht nur des Tages, sondern auch zu jeder Stunde der Nacht, muß er bereit und willig sein, dem Kranken, der seiner Hilfe bedarf, zu dienen. Nicht die Hitze des Sommers, nicht der Frost des Winters, nicht Hagel und Sturm entbindet ihn von der Verpflichtung, dem Kranken hilfreich beizustehen.

Ist der Abend herbeigekommen, so sehnt sich Alles nach Ruhe, nach Erholung, nach Erquickung durch einen sanften Schlaf. Auch der Arzt hat, nachdem er des Tages Last und Hitze getreulich getragen, das gleiche Bedürfniß. Aber kaum hat er sich zur Ruhe begeben, kaum das erquickende Lager betreten, kaum hat ein sanfter Schlummer seine Augen geschlossen, so stürmt der Bote des Leidenden daher, heischend ärztlichen Beistand. Fliehe nun, süßer Schlaf, senke auf andere Augenlieder dich nieder, der Arzt hat keine Zeit mehr für dich, er muß eilig das warme Bett verlassen, um an das weit entfernte Lager des Kranken hinzueilen, wo die Parze droht!

Mit Recht ziert des Helden Haupt der Lorbeer; groß und männlich ist's, in der heißen Feldschlacht dem Tode kühn in's Auge zu schauen, groß und herrlich ist's, den Tod für's Vaterland zu sterben. Mit Recht preis't die Nachwelt ihn und sezt dem Helden Ehrensäulen. — Wie den Helden in der Schlacht, eben so umschwebt der Tod den Arzt auf allen seinen Schritten. Dort auf dem Schmerzenslager liegt

der Kranke, der durch Ansteckung Tod und Verderben um sich herum verbreitet. Ruhig und freundlich tritt der Arzt hin zu ihm, denkt nicht an sich, nicht an seine Gattin, nicht an seine Kinder — nur an den Kranken denkt er, wie er seine Leiden lindern, seine Krankheit wenden, sein Leben retten könne, mit liebreichen Worten seinen Zustand erforschend. Täglich sieht der Arzt den Tod vor sich, doch furchtlos, ruhig wandelt der wahre Arzt seine Bahn von Bett zu Bett, vergißt wohl sich selbst, aber seine Kranken nicht.

So Mancher ist bereits als Opfer seiner Pflichterfüllung gefallen. Seinen Sarg schmückt kein Lorbeerkranz, und seinen Grabeshügel kennt man oft nicht mehr. Das ist oft das Loos des Arztes. Doch muthig, meine Freunde, muthig vorwärts! Furchtsam will ich Sie nicht machen, ohne Trost Sie nicht lassen. Muthig vorwärts!

Froh, wie Seine Sonnen fliegen
Durch des Himmels prächt'gen Plan,
Laufet, Brüder, eure Bahn
Freudig, wie der Held zum Siegen.

Das Bewußtsein der treuen Pflichterfüllung wird als dreifaches Schild Ihre Brust decken und schützen (aes triplex circa pectus), wird Sie ruhig und furchtlos der Gefahr entgegentreten lassen, wird Sie gegen die Ansteckung unangreifbar machen; denn Sie dienen einer heiligen Sache, Sie dienen im Tempel der Menschheit, Sie stehen im Dienste der Gottheit.

Gott ist die Quelle alles Lebens; der Arzt ist berufen, es zu beschützen, dasselbe bedrohende Krankheiten zu beseitigen, das Gefährdete zu retten, dem Tode zu wehren. — Hier rettet er den jammernden Kindern den Vater, ihren Ernährer, dort die liebende Mutter, die sorgsame Pflegerin und Beschützerin ihrer Kindheit, hier schenkt er der kraftlosen Mutter ihre Stütze, ihren Sohn, wieder, da dem zitternden Greise seine Tochter, die liebevolle Pflegerin in seinen alten Tagen; hier den geliebten Bruder, dort die zärtlich liebende Schwester ihren Geschwistern wieder. Hier heilet er die Wunden, die zerfleischte Brust, die zerschossenen Glieder des Kriegers und des Feldherrn, damit sie des Vaterlandes Feinde wieder schlagen, damit letzterer seine Heldenscharen zu neuen Siegen führe. Dort rettet er den treuesten Freund und Rathgeber seinem Fürsten, hier dem Fürsten selbst das Leben, ihm, um dessen Erhaltung Millionen zu dem Himmel flehen. Der Arzt ist daher ein Bote des Herrn, ein Engel des Trostes, der Hoffnung, der Freude. Und kann er nicht mehr als Lebensretter erscheinen, so erscheint er doch als theilnehmender Tröster und Menschenfreund. Hoch und erhaben ist demnach der Beruf des Arztes. Tadel- und makellos soll er daher unter seinen Mitbrüdern wandeln. Alle niedrigen Eigenschaften: Haß, Neid, Verleumdung, Geiz, Hinterlist u. s. w. müssen ihm fremd sein, nicht einmal ihr Schatten darf ihn berühren. Zwar ist und bleibt er ein Mensch mit Gebrechen und Schwachheiten behaftet, aber ein edler Mensch soll er sein, edle Gesinnungen haben, edel sollen alle seine Handlungen sein. In jeder Beziehung soll er als Muster und Vorbild voranleuchten als Arzt, als Mensch, als Staatsbürger. — Treu also bis zum letzten Athemzuge der Pflicht, dem Vaterlande, dem Herrscherhause, unserem jugendlichen ritterlichen Kaiser Franz Joseph I.

Doch werden auch für Sie, meine Freunde, die Stunden der Prüfung nicht ausbleiben, wo Kummer und Sorgen aller Art Sie umgeben werden. Tragen Sie die unvermeidlichen Mißgeschicke des Menschenlebens mit ruhiger Ergebung, waffnen Sie

sich mit Geduld; die trüben Stunden werden auch vorüber gehen, und Sonnenschein wird den Stürmen folgen. Wird jedoch des Lebens Last und Bürde Dir gar zu schwer, und drohet sie Dich zu erdrücken, so walle hinaus in die Mitternacht und blicke hinauf zum Sternenhimmel, wo ungezählte Millionen Sonnen Dir entgegen leuchten und Trost herab winken. Eine innere Stimme lispelt leise Dir zu: „Siehe, sie sind das Werk der Allmacht, der Allweisheit, der Allgerechtigkeit, der Alliebe. Wenn Dich die Erde auch verkennt, verzage nicht; es lebt Einer, der Dich kennt, der gerecht richtet, und das Gute lohnen wird." Glaube dieser inneren Stimme, sie täuscht Dich nicht; was sie zu Dir spricht, hat Gottes Finger am Firmamente hingeschrieben mit Flammenschrift leserlich und deutlich für den Menschengeist, und sein Wort währt ewig, wie sein Werk, das All. Du willst Dich noch nicht trösten lassen? Hat etwa der Tod Dir das Liebste Deines Lebens, die Seele Deiner Seele geraubt?

Sie ist Dir nur vorangegangen, seiner Zeit folgst Du ihr nach. Du wirst sie wieder finden. Nichts vergeht, nur Umwandlungen der Stoffe finden Statt.

Darum erhebe getrost Dein Haupt, wenn Erdenleiden Dich niederdrücken, die Sternenwelt ruft laut Dir zu: „Sei getrost, es gibt eine Gerechtigkeit, Dir wird Vergeltung werden."

Erinnern Sie sich, meine Freunde, an das, was Sie in der Chemie gesehen. Wir lösten Körper auf, verbrannten sie. Haben wir sie vernichtet? Das konnten wir nicht. Nur in andere Formen brachten wir sie, machten starre flüssig oder luftig, oder verdichteten im Gegentheile Luftarten zu Flüssigkeiten, oder wohl auch zu starren Körpern. Wir zogen die Körper aus gewissen Verbindungen heraus, und zwangen sie in andere einzugehen. Wir sind z. B. wohl im Stande den Diamant, den reinsten Kohlenstoff, zu verbrennen, d. h. ihn in luftige Kohlensäure zu verwandeln, aber nicht zu vernichten. Wir können luftige Kohlensäure tropfbar flüssig, ja sogar zu einem starren Körper machen, weiß wie Schnee.

Wir sind im Stande mittelst Gährung den Zucker in Kohlensäure und Alkohol zu verwandeln. Wir haben seine Bestandtheile: Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff aus ihren Verbindungen abgetrennt, und sie gezwungen, neue Verbindungen einzugehen, aber vernichten konnten wir sie nicht; wir finden sie in der Kohlensäure und in dem Alkohole wieder. Und so überall. Wenn nun, meine Freunde, die Materie unverwüstlich, unzerstörbar ist — wie soll das Höhere, der Geist vergänglich sein?

Er, der im Stande ist, Gott zu denken, sein Dasein zu erkennen, die Wunder seiner Schöpfung zu bewundern, und den Schöpfer selbst anzubeten? Der Geist des Menschen, ein Mitglied der Geisterwelt, ein Hauch Gottes, des Urquells aller Geister, der Geist — vergänglich? — — Nein, unmöglich!! Und nun, meine Freunde, vorwärts, getrost vorwärts auf Ihrer beschwerlichen Bahn!

Möge der Segen des Himmels Sie stets begleiten! Er wird Sie begleiten, wenn Sie die Wege des Herrn wandeln.